

Marcella Müller und Bernd Aury zum Projekt Ver-SCHICKUNGEN befragt.

Ihr seid euch bis zum Ausstellungsaufbau im August 2004 nie begegnet. Wie ist es, in einem Projekt mitzuarbeiten, ohne den Projekt-Partner/in und dessen/deren Arbeit zu kennen?

Müller:

Am Anfang war es schon sehr spannend, weil ich weder Bernd Aury als Künstler noch seine Arbeiten kannte, so hatte ich noch nie in einem Projekt mitgearbeitet, meistens kennt man die Partner. Aber ich hatte Vertrauen, dass hier zwei Künstler zusammengebracht werden, die ernsthaft an diesem Thema mitarbeiten, das war mir das Wichtigste.

Aury:

(lacht) Es ist ein bisschen wie Schattenboxen, du kämpfst mit einem imaginären Gegner. Nein ernsthaft, man arbeitet zeitgleich an verschiedenen Orten, weiß von dem anderen, der aber keinen Einfluss auf deine Arbeit nehmen kann. Man hat dadurch keine Rückkopplung und konzentriert sich nur noch auf sich und seinen eigenen Bewegungsablauf.

Die kalte Uckermark, der verschneite Schwarzwald - das waren vielleicht nicht gerade eure Traumziele für eine Frühjahrs-Reise. Mit welchen Erwartungen seid ihr ins ländliche Brandenburg bzw. Baden-Württemberg gefahren? Gab es etwas völlig Überraschendes und was hat eure Vorstellungen bestätigt?

Müller:

Als ich hörte, dass ich nach Brandenburg soll, lag natürlich das Ost-West-Thema auf der Hand. Ich war ja noch nie in Ostdeutschland gewesen und hatte schon ein mulmiges Gefühl. Es traf auch wirklich zu, dass ich mich etwas fremd fühlte, wie ich es befürchtet hatte. Außerdem wollte ich nicht sofort als Wessi erkannt werden, was aber mit dem Stuttgarter Autokennzeichen nicht zu vermeiden war. Man wirkt mit der großen Kamera auch ein bisschen wie ein Voyeur. Ich wollte aber nicht den Eindruck entstehen lassen, dass da jemand aus dem reichen Westen kommt und jetzt Fotos vom armen Osten macht. Deshalb habe ich auch keine Fotos in Städten gemacht, sondern an den Rändern, wo man kaum Menschen trifft. Andererseits war für mich die Landschaft viel schöner, als ich es erwartete hatte. Die Oderlandschaft und die Gegend im nordöstlichen Brandenburg empfand ich als wunderschön.

Aury:

Natürlich geht man mit einem bestimmten Bild hin. Ich wusste, dass der Schwarzwald sehr touristisch ist. Man kann natürlich diese viel gepriesenen Bilder treffen: die lieblichen Täler mit den wunderschönen Bauerngehöften, diese Postkartenidylle, wenn man im Zug so durch das schöne Kinzigtal mäandert. Aber der Schwarzwald hat eben viele Facetten. Zum Beispiel ist es ja auch kein gesunder deutscher Wald – er ist bedroht durch viele negative Umwelteinflüsse. Ganz anders als die mir vertraute Situation auf dem Meer mit den weiten Räumen war für mich das Walderleben. Dass man beim Hineingehen geradezu förmlich verschluckt wird, war eine neue Perspektive. Für mich war es interessant, tief hinein zu gehen, auch mal quer zu den Wegen. Man kann im Wald richtig aufgehen, sich im tagelangen hin und her Laufen geradezu verlieren, das war eine schöne Erfahrung.

Dann steigen diese ganzen Mythen vom deutschen Wald auf, das wollte ich mal so zulassen, mich dem aussetzen.

Bernd, als Maler liegt dein „Motiv“ – anders als in der Landschaftsfotografie - nicht „an der Straße“. Wie hast du „dein Thema“ gefunden, wo lag dein Motiv für dieses Projekt?

Aury:

Die Landschaftsdarstellung war für mich eigentlich kein Thema, deshalb war ich auch ein bisschen überrascht, dass das Triptychon so ein großes „Waldstück“ wurde. In meinen früheren Arbeiten stand immer der Ort und meine persönliche Beziehung zu ihm im Mittelpunkt. Die hatte ich diesmal nicht, weil der Ort fremd war. Also habe ich nach jemanden gesucht, der diesen Ort schon stark besetzt hat und bin so auf Martin Heidegger gestoßen. Ich habe in ihm eine Art Reibungsfläche gefunden; er stilisierte den Schwarzwald ganz stark für sich als Heimat und zog sich immer wieder dahin zurück. Für mich gibt es in diesem Mythos vom Schwarzwald eben auch noch den Mythos von Martin Heidegger. Bei meiner Reisevorbereitung viel mir auf, dass immer wieder darauf hingewiesen wurde, der Schwarzwald wäre in der Nähe von Heideggers Hütte in Todtnauberg eigentlich gar nicht so schön. Man erhält den Eindruck, als wolle man den Blick der Besucher nur auf die unverfänglichen Ansichten des Schwarzwalds lenken, um die dunklen Seiten der Geschichte nicht befragen zu müssen. Für mich war auch nicht die Aura des Ortes wichtig, sondern dieses Phänomen, dass jemand einen ganz bestimmten Ort für sein eigenes Arbeiten als sehr bedeutend empfindet.

Marcella, deine Fotografien entstehen auf vielen Reisen in Europa und Asien, weniger im eigenen Land. Hat das Projekt dir eine andere Arbeitsweise abverlangt?

Müller:

Ja, ich habe tatsächlich von meinen ganzen Fotos bis jetzt vielleicht vier in Deutschland gemacht, die meisten sind im Ausland entstanden. Deshalb war das Projekt für mich eine Herausforderung. Natürlich hatte ich auch Sorge, weil ich eine gewisse Art von Landschaft suche, die es z. B. in Süddeutschland kaum gibt. Dagegen habe ich sie in Brandenburg finden können: das flache, weite Land, diese gewisse Stimmung. Neu war, dass ich die Landschaft nicht nur als Projektionsfläche gesehen habe, sondern dass ich stärker mit der Topografie und der Geschichte konfrontiert war. Als Deutsche kann ich mich eben nicht dem Ost-West-Thema entziehen. Manchmal kam ich mir sehr unwissend vor, z.B. war mir die Bedeutung der „Seelower Höhen“ unbekannt. Es war spannend, ein Stück mehr Geschichte von Deutschland zu erfahren.

Ihr habt euern ersten Aufenthalt in einem fremden Bundesland verbracht. Hat sich mit dem Projekt etwas in eurem Verhältnis zu Ost-West verändert?

Müller:

Ja, ganz bestimmt. Für mich war es eine sehr wichtige Erfahrung, in Ostdeutschland gewesen zu sein, dass erzähle ich auch jedem in meiner Umgebung. Es ist schon peinlich, dass wir hier im Süd-Westen so wenig über den Osten wissen. Ich kenne sehr wenige Leute, die in den Osten Deutschlands gereist sind. Ich muss aber gestehen, dass ich ohne diesen Projekt-Auftrag auch nicht unbedingt nach

Ostdeutschland gekommen wäre, um die Gegend kennen zu lernen. Aber grundsätzlich halte ich diese Einstellung für falsch, denn ich habe auf der Reise ein bisschen das Gefühl vom anderen „Deutsch-Sein“ gespürt. Ich weiß, da ist viel mehr, was ich gerne noch kennen lernen möchte.

Aury:

Weniger, da ich kaum Kontakt mit Menschen hatte. Der Austausch ist für eine Annäherung natürlich wichtig, dafür müsste man sich aber länger dort aufhalten. Für mich bestand ja das Projekt darin, hinzugehen und zu sehen, wie es einem dort geht. Natürlich habe ich mich auch fremd gefühlt. In den paar Gesprächen wurde deutlich, dass die Biografien und Lebenserfahrungen eben doch sehr unterschiedlich sind, man muss viel erklären. Eines ist mir deutlich aufgefallen: dass das Leben im Westen wenig von der Wende tangiert ist, während es im Osten große Einschnitte gab. Die Probleme des Ostens sind natürlich für die Menschen dort ganz schön weit weg.

Die Gespräche führte die Kuratorin im Juli 2004.